

WOLFGANG HOHLBEIN/THORSTEN DEWI
Der Ring der Nibelungen

DIE AUTOREN

Wolfgang Hohlbein, geboren 1953, ist der erfolgreichste deutsche Fantasy-Autor. Seit er 1982 gemeinsam mit seiner Frau Heike den Roman »Märchenmond« veröffentlichte, arbeitet er hauptberuflich als Schriftsteller und hat sich mit zahlreichen Büchern und Serien eine riesige Fangemeinde erobert. Sein Werk wurde in 34 Sprachen übersetzt.

Thorsten Dewi, Jahrgang 1968, war lange Jahre als Journalist und TV-Development-Manager tätig, bevor er sich als Autor selbstständig machte. Er hat etliche verfilmte Drehbücher sowie erfolgreiche Romane zu TV-Serien geschrieben.

WOLFGANG HOHLBEIN/THORSTEN DEWI

Der Ring der Nibelungen

Roman

cbt



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1540

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *München Super*
liefert Mochenwangen Papier.

1. Auflage

Erstmals als cbt Taschenbuch September 2007

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

© 2004 by Heyne Verlag in der Verlagsgruppe

Random House GmbH, München

Alle Rechte dieser Ausgabe bei cbt/cbj Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

München

Umschlagillustration: Dieter Wiesmüller

Umschlaggestaltung: init.büro für gestaltung,

Bielefeld

SK · Herstellung: CZ

Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH,

Pößneck

ISBN 978-3-570-30403-7

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

1

Sieglinde und das Ende des Krieges



Es war leicht in dieser Nacht, sich von den eigenen Sinnen täuschen zu lassen. Sieglinde musste sich nicht besonders anstrengen. Sie legte sich auf die Felle zurück, die in der hintersten Ecke gestapelt waren, und schloss die Augen. Der Weg, der fort von Wahn und Furcht führte, war der Weg in den Traum.

Das flackernde Licht brennender Pfeile, die wie leuchtender Regen auf die Zelte prasselten, wurde zu einem behaglichen Lagerfeuer. Der schweflige Geruch sengenden Menschenfleisches wurde zum Bratengeruch eines Ebers, der am Spieß grillte. Und das Stöhnen sterbender Männer auf dem Schlachtfeld wurde zum leisen Seufzen einer Liebesnacht.

Die Krieger, die draußen brüllten und rannten – sie waren nun die fröhliche Gesellschaft eines rauschenden Festmahls.

Sieglinde atmete langsam und ganz ruhig. Ihr Herzschlag fiel vom Galopp in den Trab zurück, und ihre Hände lösten sich. Sie wartete darauf, dass es vorbeiging. Dieser Krieg, diese Schlacht, dieses Gemetzel – es ging schon zu lange nicht mehr um Sieg oder Niederlage.

Es ging um Ruhe, die wieder einkehren musste. Ruhe, um die Felder rund um Xanten zu bestellen. Ruhe, um das Vieh zu füttern, damit es durch den Winter kam, der vor der Tür stand. Ruhe, um die Kinder zu zeugen, die im nächsten Sommer das Licht der Welt erblicken sollten.

Die Decke, die vor dem Eingang hing, wurde grob beiseite gerissen.

Sieglinde fand unter dem Fell den Griff eines Dolches. Sollte der Feind gekommen sein, seinen Sieg durch die Schändung der Königin zu vollenden, würde er nur eine Leiche finden.

Eine hünenhafte Gestalt trat in das Zelt – metallene Platten baumelten an Lederriemen herab, und das Wams war zerrissen und von Blut und Schmutz so überzogen, als käme sie geradewegs aus Utgard, dem Reich der Ungeheuer.

»Mein König!« Sieglinde sprang auf.

Sie flog ihrem Gatten förmlich in die Arme, und Siegmund drückte sie an sich, als wolle er ihr das Leben aus dem Körper pressen. Seine Haare hatten sich aus den Zöpfen gelöst, und ihr Gesicht tauchte wie in ein Kissen, als er sein müdes Kinn auf ihre nackte Schulter legte.

Der König von Xanten roch nach Schweiß, Blut und dem Unrat des weiten Ackers, auf dem sie sich dem Heer von Hjalmar gestellt hatten.

Sieglinde konnte spüren, dass er zitterte. Hinter ihr fiel etwas aus seiner Hand auf den Boden, aber sie wagte nicht, sich aus seiner Umarmung zu lösen.

Kein Wort wurde mehr gesprochen.

Sie hörte ein leises Geräusch, als sich seine Finger zur Faust ballten und den Stoff ihres Kleids am Rücken zerrissen. Es war immer noch der Traum. Ihr Traum, dass mit geschlossenen Augen die Wirklichkeit zu bannen war. Dass nicht geschah, was nicht geschehen durfte.

Und Siegmund wollte den Traum ein letztes Mal mit ihr teilen.

Sieglinde hielt immer noch den Dolch in der Hand. Wie Siegmund ihr das Kleid vom Leib riss, so durchschnitt sie nun die Riemen, an denen die Reste seiner Rüstung hingen. Klappernd fielen sie zu Boden.

Unter dem Kleid war sie nackt, denn als sie trotz seines Verbots in einfacher Tracht von der Burg zum Schlachtfeld geeilt war, hatte sie sich des letzten Diensts erinnert, den sie ihm noch leisten konnte.

Er stieß sie grob und müde zugleich auf die Felle zurück. Sein edles Gesicht, von einem ungezügelten Bart umwuchert, verzog sich im Schmerz, als er das Wams über den Kopf zog.

Sie konnte nun die Wunden sehen. Schwertwunden, Pfeilwunden, Messerwunden, Bisse von wilden Hunden, die Hjalmars Truppen mitführten. Keine der Wunden war versorgt worden, und aus einigen quoll bereits Eiter aus entzündetem Fleisch.

Sie wollte aufstehen, ihm helfen!

Doch sein Gesichtsausdruck ließ sie innehalten. Der Anblick ihres nackten, weichen Körpers im flackernden Licht beruhigte ihn, gab ihm Frieden. Er brauchte den Zuspruch ihrer Seele, nicht ihrer Hände.

Siegmund sah sie mit derselben Liebe an, mit der er um sie geworben hatte, als sie kaum siebzehn gewesen war. Er hätte jede Prinzessin der umliegenden Königreiche freien können. Xanten war ein starkes, stolzes Land, und es hatte einen starken und stolzen König. Doch er hatte sie erwählt – die Tochter eines einfachen Grafen.

Zuerst hatte sie geglaubt, er wolle nur ihre Gunst als Kebse, bis sich eine geeignete Königin fand. Es wäre nicht ihre Entscheidung gewesen, sein Ansinnen abzulehnen.

Doch dann hatte sie diesen unbeschreiblichen Ausdruck völliger und reiner Liebe gesehen, mit dem er sie ansah. An diesem Tag war sie seine Verlobte geworden – und in dieser Nacht seine Frau.

Siegmund beugte sich über Sieglinde, und sie versuchte, seinen muskulösen Brustkorb zu streicheln. Es war schwer, dabei nicht ständig in offene Wunden zu fassen. Ihre Finger fanden das Muttermal in der Vertiefung zwischen dem Schlüsselbein und der linken Schulter.

»Meine Königin«, flüsterte Siegmund heiser.

Er sprach nicht von ihrem Rang, ihrem Stand. Das alles war bedeutungslos, war es immer gewesen. Er betonte das Wort *meine*. Sie war *sein*.

Dann nahm sie ihn mit in ihren Traum.

Es war erstaunlich, wie schnell ihre Körper zueinander fanden, wie geschmeidig ihre Bewegungen noch waren – als würde ihre unversehrte Gestalt seinen geschundenen Leib heilend umfassen. Sie trank nicht nur seine Liebe, sie trank auch seinen Schmerz, seine Angst und seine Verzweiflung.

Sieglinde hatte nie den Körper eines anderen Mannes gespürt, nie spüren wollen. Siegmund war ihr König, ihr Mann, ihr Leben. Sie liebten sich mit der Verzweiflung zweier Menschen, denen nur noch dieser Abschied geblieben war. Denen die Zeit davonlief.

Und die Zeit lief ihnen davon.

Siegmunds Körper hatte sich ihr kaum zitternd ergeben, seine Muskeln sich kaum entspannt, als draußen vor dem Zelt der Klang eines Schwertknaufs ertönte, der auf einen Brustpanzer geschlagen wurde.

Der König von Xanten stand auf, vorsichtig, um seiner Geliebten nicht aus Versehen wehzutun. Er küsste ihre Brüste, wie er es immer nach dem Liebesakt tat.



Siegmund zog sein Beinkleid hoch und ging leicht humpeleind zum Eingang des Zelts.

Es war Laurens, sein treuer Heerführer. Der linke Arm war ihm kurz unter dem Ellbogen von einer feindlichen Streitaxt abgeschlagen worden, aber das hatte ihn nur für kurze Zeit vom Schlachtfeld fern halten können.

Auch Laurens wusste, worum es ging. Es ging um Xanten.

Der Krieger hatte keinen Blick für den schweißbedeckten Körper seiner Königin, der im Halbdunkel zu sehen war. Er schaute seinen König seltsam unbewegt an: »Sie kommen.«

Siegmund wusste, was das bedeutete. Es ging nicht um einen weiteren Angriff der dänischen Truppen, die seit Monaten mit schierer Mannsgewalt gegen Xanten anrannten, um das Königreich zu erobern. Es ging um *den* Angriff.

Hjalmars Streitmacht hatte wohl die Verstärkung bekommen, von der die Späher berichtet hatten.

Siegmund fuhr sich müde über die Augen, dann blickte er an Laurens vorbei nach draußen.

Die Sonnenscheibe ging hinter den Hügeln auf. Ihr Rund war noch nicht zu sehen, aber ihr Licht tauchte den Horizont in Helligkeit.

Und der Horizont *lebte*.

Es war wie eine schwarze Welle, die träge auf das Schlachtfeld zuwogte. Eine Welle aus Leibern, Mensch und Pferd, aus Eisen und Leder. Entferntes Geschrei ertönte wie eine Brandung am Fels.

Siegmund nickte und füllte seine mächtigen Lungen mit Morgenluft.

Sieglinde war niemals dabei gewesen, wenn der König und seine Getreuen sich auf die Schlacht vorbereiteten. Sie hatte Karten entfaltet, doch diese niemals zu lesen gelernt. Alles, was sie über den schon drei Jahre dauernden Krieg

mit Dänemark wusste, war, was sie am Körper ihres Mannes sehen konnte. Und es stand nicht gut.

Hjalmar hatte heimlich ein riesiges Heer aufgebaut, unterstützt von friesischen Horden und Söldnern aus den Südländern. Es gab Gerüchte, dass er mit den alten Göttern im Bund stand, vielleicht sogar von den Isländern unterstützt wurde. Hakan von Isenstein war schon immer unbezweifelbar gewesen.

Die benachbarten Königreiche hatten sich aus den Kämpfen herausgehalten. Es war das alte Gesetz: Um sicher auf der Seite des Siegers zu stehen, musste man das Ende des Krieges abwarten. Sachsen, Burgunder, Franken, sie alle hatten lediglich ihre Grenzen geschlossen und ihre Späher geschickt.

Sieglindes Blick fiel auf den Gegenstand, den Siegmund hatte fallen lassen, als er zu ihr kam.

Es war Nothung, das Schwert der Götter. Und es war zerbrochen!

Seit Anbeginn der Dynastie, seit die Ahnen erste Steine aufeinander stellten, um Xanten zu gründen, war Nothung das Symbol des Königshauses gewesen. Der Legende nach war es in einem Feuerstrahl direkt aus Asgard gekommen und von Thors Donner begleitet in die Erde geschlagen. Zu groß und rau für einen Mann, hatten zehn Schmiede es zehn Tage lang behauen. Zehn Tage, in denen es glühte wie von Sonnenfeuer. Und danach war es König Rutger zum Geschenk gemacht worden.

Das Götterschwert stand für Xanten – stark, unbesiegbar, kühn. Seit drei Generationen zierte es das Abzeichen des Reiches und hatte den Ast ersetzt, auf dem der Xantener Adler saß. Seitdem breitete er seine stolzen Schwingen über der mächtigen Klinge aus.

Und nun war es zerbrochen.

Knapp unter dem Griff, der leicht zwei großen Männerhänden Halt gab, war die Klinge geborsten. Die Waffe hatte all ihren Glanz verloren, jetzt war sie matt und stumpf. Wenn Sieglinde eines weiteren Zeichens bedurft hätte, so wäre es dies gewesen.

Siegmund sah sie noch einmal an. Die Liebe, die ihn an ihrer Seite hätte halten können, war aus seinem Blick gewichen. »Die Zeit ist gekommen.«

Sieglinde flehte ihren Gatten nicht an zu bleiben. Mit Tränen in den Augen tastete sie nach dem Kleid, das auf dem Boden lag.

»Du wirst ihr Schwert und Schild sein«, befahl Siegmund seinem Getreuen.

In jeder anderen Situation hätte Laurens protestiert und darauf bestanden, sein Leben an der Seite seines Königs zu geben. Aber er wusste, dass Siegmund ihn um einen höheren Dienst bat – den Erhalt des Hauses von Xanten.

»Wir werden uns in die Burg zurückziehen und Boten mit der Bitte um Asyl in alle Himmelsrichtungen schicken«, versprach der tapfere Krieger.

Siegmund schüttelte den Kopf. »Die Burg wird fallen, sobald wir fallen. Und von den anderen Königen wird keiner es wagen, die rechtmäßige Königin von Xanten vor Hjalmars Häschern zu verstecken. Ihr müsst fliehen – in die Unkenntlichkeit. Niemand darf eure wahren Namen erfahren. Sucht Zuflucht bei Regin, dem Schmied meines Vaters. Er lebt flussabwärts, fünf schnelle Tagesritte entfernt.«

»Was wird werden?«, fragte nun Sieglinde, als sie sich erhob und das Kleid um ihren Körper band.

Siegmund sah sie ein letztes Mal an. »Wenn ich dir geben konnte, was die Götter uns so lange versagten, wird Hjalmar büßen. Nehmt das zerbrochene Schwert und bewahrt es für diesen großen Tag. Dafür musst du leben.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, drehte er sich um und wankte erschöpft ins Freie, um seine letzten Männer in die verlorene Schlacht zu führen. Er bückte sich noch einmal und wand einem gefallenem Krieger das Schwert aus der Hand. Dann ging er aufrecht dem Tod entgegen.

»Es wird kein Leben sein ohne dich, mein König«, flüsterte Sieglinde.

Sie hatte gelernt, ihre Gefühle zu beherrschen. Der Thron war mehr wert als das Herz, und der Thron verlangte nun, dass sie von Siegmund Abschied nahm.

Sie kämpfte dagegen an. Und verlor.

»Siegmund ...!«, schrie sie und stürzte auf den Ausgang zu, um ihrem Mann zu folgen. Auf das Schlachtfeld, in den Tod – alles, nur um ein paar Sekunden länger an seiner Seite zu sein.

Laurens fing sie mit seinem gesunden Arm ab und drängte ihren strampelnden Körper ins Zelt zurück.

Es dauerte nicht lange, bis ihr Widerstand zerbrach wie ihr Herz. Ihr schmaler Leib sackte in sich zusammen, und aus dem Schluchzen wurde ein Wimmern.

Laurens ließ sie los und sah ihr in die Augen, aus denen die Tränen jeden Glanz gewaschen hatten. »Ich werde tun, was immer nötig ist, um den Befehl meines Königs zu befolgen. Wenn euer Leid so unerträglich ist, dann bittet mich, euch niederzuschlagen. Wenn ihr erwacht, werden wir weit fort sein.«

Es klang wie ein Scherz, aber Laurens fiel nichts Besseres ein, um der Königin in diesem Moment beizustehen. Er wusste, dass er nichts sagen konnte, um ihr diesen Augenblick zu erleichtern.

Mit dem Handrücken wischte Sieglinde die Tränen fort. »Mein König hat niemals die Hand gegen mich erhoben – ich werde dir nicht das Recht dazu geben.«

Laurens zuckte mit den Schultern. In seiner Brust schlug das Herz eines Soldaten, und er machte sich gewissenhaft daran, den Auftrag seines Herrn zu erfüllen. Er rollte das zerbrochene Schwert in ein Tuch und verknötete es mit einem Lederriemen, der auf dem Boden lag. Dann legte er seine Rüstung ab und den Umhang, der das Symbol Xantens trug. Auch er tauschte sein reich verziertes Schwert gegen die einfache Klinge eines Kriegers. Trotz seines fehlenden linken Arms war er flink und konzentriert.

»Meine Königin, hinter dem Zelt stehen einige Pferde. Wir werden zum Fluss reiten und versuchen, an den Ufern südwärts zu reisen. Seid ihr bereit?«

»Sieglinde«, sagte die Herrscherin tonlos, während sie den Rücken straffte. »Keine Königin mehr. Nenn mich Line, wie es meine Kinderfrau tat.«

Laurens sah sie überrascht an, als müsse er sich erst an den Gedanken gewöhnen, seine Herrscherin auf Augenhöhe anzusprechen.

Dann nickte er. »Line.«

Die Schreie vom Schlachtfeld kamen immer näher, und es war nur noch eine Frage von wenigen Augenblicken, bis Hjalmars Krieger das Lager erreicht haben würden. Mit seinem Schwert durchschnitt Laurens die Rückseite des Zelts und bedeutete Sieglinde hindurchzuschlüpfen.

Sie fanden sechs Pferde, mit Decken überworfen und dem ledernen Zaumzeug aneinander geknotet. Laurens wählte zwei, die graubraun wie die aufgewühlte Erde waren. Er hielt Sieglinde seine schwielige rechte Hand hin, damit sie leichter auf den Rücken ihres Tieres aufsteigen konnte, doch sie schüttelte nur knapp den Kopf und saß binnen eines Herzschlags hinter der Mähne.

Sie mussten die Ebene schnell hinter sich lassen, damit die Dänen nicht merkten, dass die Königin von Xanten floh.

Der Weg zum Fluss hinab hätte sie noch ein paar hundert Schritte an den Ausläufern des Kampfes entlang geführt. Daher ritten sie zuerst vom Schlachtplatz weg, gen Osten.

Kaum hatten sie die Zelte hinter sich gelassen, war der Weg frei, und sie konnten die Pferde zu einem wilden Galopp antreiben. Kein Krieger aus Xanten versuchte, sich aus der verlorenen Schlacht davonzustehlen, sein Leben nicht dem Land zu opfern.

Für einen Moment fragte sich Sieglinde, ob es auch ihre Pflicht gewesen wäre, an der Seite Siegmunds zu sterben. Sie hatte ihm Treue bis in den Tod geschworen – und darüber hinaus.

Nein! Ihr Tod hätte keinen Gewinn bedeutet, nur einen weiteren Kopf für die Speerspitzen der dänischen Horden. Sie musste leben, und sei es nur für die Rache.

Langsam gab das Tageslicht der Welt ihre Farben zurück. Sieglinde war bereits im Sattel gesessen, noch bevor sie laufen konnte. Trotz ihrer zarten Gestalt führte sie das Tier fest und entschlossen. Auch Laurens war nicht anzumerken, dass ihn der Verlust seines Arms behinderte. Seine rechte Hand packte das Zaumzeug fest, und der Stumpf des linken Arms hielt kreisend die Balance des drahtigen Körpers.

Obwohl Sieglinde es versuchte, gelang es ihr nicht, sich mit der bevorstehenden Reise zu befassen. Ihre Gedanken schweiften immer wieder zu Siegmund.

Sie hatte gehört, dass manche Frauen einen Stich im Herzen spürten, wenn der Gatte auf dem Schlachtfeld starb. Aber das war Weibergeschwätz, naives Gerede von Hofdamen, denen die Barden mit ihren Liedern den Kopf verdreht hatten.

Sieglinde wusste auch, dass Siegmund mittlerweile tot war. Es war keine Eingebung, kein Gesicht. Es war die

schlichte Erkenntnis, dass Xantens Heer hoffnungslos unterlegen war und dass der Tod des Königs für Hjalmar der einfachste Weg war, das Ende des Waffengangs zu erreichen.

Der schneidende Wind trocknete die Tränen, die der Königin über die Wangen liefen. Sie dachte daran, die Götter um Hilfe anzurufen. Aber wo waren die Götter in den letzten Monaten gewesen? Entbehrte Xanten nicht schon lange ihrer Gunst? Die Niederlage konnte kein Zeichen von Odins Gerechtigkeit sein. Wenn die Götter von diesem Krieg wussten, dann waren sie missgünstig und niederträchtig, weil sie ihn zuließen.

Vielleicht hatte Henna aber Recht. Henna war eine von Sieglindes Hoffrauen, und vor kurzem hatte die Königin sie beim Beten ertappt – mit einem Kreuz!

Sieglinde war es einerlei, welchen Göttern Henna ihre Gebete schickte. Aber in dem Schwall der Worte, mit dem sie ihren neuen Glauben verteidigt hatte, waren Sieglinde viele wunderliche Dinge zu Gehör gekommen.

Der Gott der ... Christen, so nannten sie sich wohl – er war allumfassend. Und vergebend. Er suchte nicht Vergeltung für die Fehlbarkeit der Menschen. Seine Gnade war nicht Willkür, sondern Versprechen. Sein Reich war ein Reich des Friedens, in dem nicht die Krieger mit Met und Jungfrauen empfangen wurden, sondern die Gerechten.

Ein kurzer, scharfer Pfiff von Laurens riss Sieglinde aus ihren Gedanken. Mit dem Kopf deutete der Soldat nach Süden. Sie hatten den Rand des Waldes erreicht, durch den ein halber Tagesritt nach Xanten führte. Doch sie würden die von Karren und Hufen festgetretenen Wege nun verlassen und sich durch das Gehölz in Richtung Rhein vortasten. Sieglinde war froh, dass der Tag anbrach. Wenigstens konnten sie im Morgenlicht im sanften Trab verbleiben, wo

sie sich des Nachts dem vorsichtigen Schritt der Pferde hätten beugen müssen.

Sieglindes Hände verkrampften sich im Zaumzeug, als sie daran dachte, dass die Bewohner der Burg vermutlich nicht einmal rechtzeitig erfahren würden, wie die Schlacht ausgegangen war, bevor die Krieger Hjalmars die Stadtmauern erreichten. Die Berichte von der Grenze ließen nicht erwarten, dass sie beim Gesinde des Königs Gnade walten lassen würden. Es war ein weiteres Gesetz des Krieges – töte viele, um die Furcht aller zu erreichen. Kein Kriegsherr hatte die Zeit, sich den Respekt eines besiegten Volkes zu verdienen. Er musste mit Schrecken regieren, bis lähmende Gewöhnung die Bevölkerung müde machte, bis die Sorge um Vieh und Feld mehr wog als um den rechtmäßigen König.

Die Pferde trabten nun langsam genug, dass Sieglinde mit Laurens sprechen konnte. »Wer ist dieser Regin, von dem Siegmund gesprochen hat?«, fragte sie.

»Man sagt, er sei ein Nachkomme einer der Schmiede, die Nothung aus dem Atem Odins schlugen. Er war lange Jahre Waffenmeister von Siegmunds Vater. Als Hendrik abdankte, verließ Regin Xanten. Nur wenige Menschen wissen, wohin er ging.«

Sieglinde senkte ihren Kopf ein wenig, um nicht von niedrig hängenden Zweigen getroffen zu werden. »Und wir können ihm vertrauen?«

Trotz der Gefahr, in der sie sich befanden, hielt Laurens sein Pferd an und sah seiner Königin ernst in die Augen. »Von diesem Tage an dürft Ihr *niemandem* mehr trauen, hört Ihr? Euer Leben, Eure Vergangenheit – es wird eine Lüge sein, die Ihr von Herzen kommend erzählen müsst. Jede edle Seele, die Euch begegnet, wird von dem Gold, das Hjalmar auf Euren Kopf aussetzt, in Versuchung geführt.

Und Ihr habt nicht mehr die Möglichkeit, Loyalität als Gegengewicht in die Waagschale zu legen.«

Sieglinde wollte etwas einwenden, aber Laurens war noch nicht fertig. »Sollte der Tag kommen, an dem Ihr allein überleben könnt – dann müsst Ihr Regin in der Nacht darauf die Kehle durchschneiden. Sein Nutzen ist dann geringer als die Gefahr, die sein Wissen darstellt.«

Er wartete nicht einmal ab, ob sie etwas erwidern wollte, sondern trat seinem Pferd in die Flanken.

Die Königin, die nun keine mehr war, folgte ihm. Dabei überlegte sie, ob auch Laurens ein Mitwisser war, dessen es sich zu entledigen galt. Laurens selbst hatte sich diese Frage schon beantwortet.

Der Rhein führte viel Wasser in diesen Wochen. Breit und träge wälzte er sich nordwestlich auf das Meer zu. Die vielen kleinen Nebenarme, in denen das Wasser lange stand, versorgten ihn mit einem weichen fauligen Geruch, der als leichter Dunst über der Oberfläche waberte.

Es gab keinen Fluss weit und breit, der vergleichbar viele Aufgaben erfüllte und so viel zur Entstehung der angrenzenden Königreiche beigetragen hatte. Handelsgüter aus Rom und Byzanz wurden mit Hilfe von großen Flößen auf dem Strom bis zum Meer getrieben, wo Schiffe den Transport in die Nordländer übernahmen. Es gab üppige Weinberge an seinen Tälern am Oberlauf, und ihr vergorenes Gold galt dem der Franken als ebenbürtig.

Der Rhein verband Reiche wie eine flüssige Straße, die nicht durch Krieg oder Heimtücke eingenommen werden konnte. Wer den Rhein blockierte, stoppte das Herzblut des eigenen Landes. Auch aus diesem Grund hatte es zwischen Xanten und Burgund seit Generationen keinen Krieg mehr gegeben.

Aber die Quellen des Rheins speisten nicht nur das Flussbett mit Wasser, sondern auch die langen Winterabende mit Legenden. Es gab Geschichten sonder Zahl, und Sieglinde hatte viele davon von ihrer Mutter gehört. Da war die junge Maid, die auf einem Felsen nahe einer Flussbiegung saß und deren betörende Schönheit den Schiffern Unheil verhiess. Oder die Schätze, die von den wässernen Jungfrauen im Rhein eifersüchtig bewacht wurden. Manchmal warfen die Händler, wenn sie die Nähe der Nymphen zu spüren glaubten, Opfergaben über Bord. Diese wurden dann von den Jungen aus den anliegenden Dörfern mit großer Geschicklichkeit wieder an die Oberfläche geholt, wenn die Schiffe außer Sichtweite waren.

Und natürlich die Nibelungen. Ihnen gehörten weite Teile von Odins Wald, nördlich von Worms und westlich von Mainz. Das heißt, natürlich *gehörte* ihnen der Wald nicht. Sieglinde hatte das Glück gehabt, mit einem wachen Geist gesegnet zu sein, und sie wusste, dass die Geschichten von den Nibelungen, jenen sagenhaften Zwergen aus der Zeit vor der Zeit, nur brüchige Schauermärchen waren, deren Löcher mit immer neuen Hirngespinnsten gestopft wurden.

Das war nicht verwunderlich – Odins Wald war dicht und schwer zu durchqueren. Schon die Römer hatten vor Jahrhunderten die Wasserstraße bevorzugt, um die germanischen Stämme zu unterjochen und ihr Reich bis fast an die Küste auszudehnen. Es gab viele Wölfe und Luchse in dieser Gegend, und jeder, der von seinen Reisen nicht zurückkehrte, galt schnell als »in Odins Wald geblieben«. Über die Generationen wurde daraus ein wildes Netz aus Fabeln gesponnen, und seither munkelte man von kleinwüchsigen Waldläufern, deren Anblick Unheil brachte.

Sieglinde mochte den Rhein. Als die Hufe ihres Pferdes erstmals Wasser aufspritzen ließen, empfing sie trotz der



Trauer und des Todes, der sie seit Tagen umgeben hatte, so etwas wie eine noble Ruhe.

Der Rhein war ein Garant für Beständigkeit. Weder Krieg noch Tod konnte ihn zwingen, und in Zeiten der Veränderung hielt er seinen Lauf mit behütender Gemächlichkeit.

Sie hatten es tatsächlich geschafft, durch die Wälder an Xanten vorbei zum Fluss hinabzureiten, ohne von versprengten Trupps in Hjalmars Sold gesehen zu werden. Zweimal hatten sie angehalten und den Geräuschen des Waldes gelauscht. Es waren Stimmen darunter gewesen, doch sie entfernten sich nach kurzer Zeit wieder.

Nun, da sie das aufgeschwemmte Ufer des Flusses erreicht hatten, konnten sie hoffen, ohne Spuren südwärts zu reisen.

Laurens sprang von seinem Pferd und stand bis zu den Knien im Wasser. Dann beugte er sich vornüber und tauchte seinen Kopf unter. Als er ihn wieder in die Höhe riss und die Tropfen aus seinen Haaren spritzten, schien es genauso eine Taufe wie eine simple Erfrischung zu sein.

Er sah Sieglinde einen Moment lang an. »Der Krieg ist nun für uns vorbei. Kein Sieg, kein Ruhm.«

»Aber vorbei trotz alledem«, sagte die Königin.

Laurens sah ein wenig mürrisch die Böschung hinauf. »Möchtet Ihr ein wenig rasten?«

Sieglinde schüttelte den Kopf. »Und Gefahr laufen, den Dänen doch noch in die Hände zu fallen? Eher reite ich, bis ich tot aus dem Sattel in die Fluten falle.«

Laurens sah sie mit ehrlicher Bewunderung an und bestieg wieder sein Pferd. »Ihr seid eine starke Königin. Ich gebe zu, als Siegmund Euch erwählte, da dachte ich ...«

»... wie auch der Rest des Volkes«, beendete Sieglinde seinen Satz. »Und wie der Rest des Volkes hast du dich geirrt. Doch ich sage es dir erneut – ich bin nur noch eine starke

Frau. Die starke Königin starb im Morgenrauen an der Seite ihres Mannes.«

»Line«, murmelte Laurens, als müsse er sich zwingen, den Namen auszusprechen. »Line.«

Dann ritten sie weiter. Das Wasser, das am überschwemmten Ufer die Beine der Pferde umspülte, platschte immer wieder hoch und lief prickelnd an Sieglindes Beinen herab. Es kühlte ihre geschundenen Füße.

Regin legte sich immer früh zur Ruhe. Nach Einbruch der Dunkelheit gab es in Odins Wald nichts, was zu erforschen wert gewesen wäre. Und in seiner Einsamkeit gab es auch niemanden, mit dem er noch Gespräche hätte führen können.

Doch heute Abend war es anders. In der Schmiede waren die Kohlen längst ausgeglüht, und das hölzerne Geschirr seines Abendessens hatte er im Bach gewaschen.

Nun stand er auf dem kleinen Platz, den er vor seiner Behausung von allen Bäumen befreit hatte, als er vor vielen Jahren in diesen Wald gezogen war. Es war stockfinster, kein Mond strahlte durch die Baumwipfel, und selbst die Sterne schienen schwächer als sonst zu leuchten. Es waren die Geräusche einiger Nachttiere zu hören, die nun auf Beutefang gingen. Nichts darunter, vor dem der Schmied sich hätte zu verstecken brauchen.

Regin brauchte sich sowieso vor nichts und niemandem zu verstecken. Er war Teil des Waldes, und der Wald würde ohne ihn ebenso wenig leben wollen wie er ohne den Wald.

Er schnüffelte. Dann horchte er.

Doch die Beunruhigung, die er verspürte, kam nicht von äußerer Gefahr. Sie hatte ihren Ursprung in seinem Inneren. Etwas, dem er tief in seiner Seele verbunden war, war aus den Fugen geraten. Es war, als ob die Götter die Figuren in

ihrem ewigen Spiel neu aufstellten und die Konstellationen sich verschoben.

Regin setzte sich auf den Waldboden. Er legte die Handflächen auf die Erde, als müsse er die Schwingungen der Welt in sich aufnehmen.

»Siegmund«, flüsterte er leise.

Und die Erde antwortete ihm.

Sie sprach von einer neuen Aufgabe, die seines Weges kommen würde.

Tage vergingen in verdächtiger Ruhe, und es bedurfte großer Willenskraft, nicht unaufmerksam zu werden. Laurens war klar, dass Hjalmars Boten, wenn sie es wirklich auf die Königin abgesehen hatten, mittlerweile in allen wichtigen Städten von einer stattlichen Belohnung gekündet hatten. Er konnte nur hoffen, dass der Dänenkönig zu beschäftigt sein würde, seinen noch brüchigen Sieg zu festigen. Und dann würde er sicher zuerst im Umland von Xanten suchen lassen.

Es war nicht leicht voranzukommen. Die großen Straßen und Wege mussten Sieglinde und Laurens ebenso meiden wie die Siedlungen und Städte. Der Rhein, an dessen ungewesamem Ufer sie sich halbwegs ungestört fortbewegen konnten, wand sich durch die Landschaft wie eine zappelnde Schlange in der Hand eines Jägers. Die Strecke wurde dadurch erheblich verlängert. Immer, wenn ein Schiff oder ein Floß in Sichtweite kam, schlugen sie sich ins Unterholz und warteten. Es war nicht zu erwarten, dass man sie bereits überall suchte, aber schon die Erinnerung an das seltsame Paar auf der mühsamen Route barg Gefahr.

Die Pferde hielten gut durch. Angesichts des unsicheren Untergrunds aus Stein, Kies und Schlick tasteten sie sich langsam voran, und Ruhepausen waren selten nötig.

Wenn der Abend kam, banden Sieglinde und Laurens die Tiere außer Sichtweite des Flusslaufs an und suchten sich einen geschützten Platz für die Nachtruhe.

Laurens war es, der Nahrung besorgte, und trotz seiner mangelnden Ausrüstung brauchte er nie lange, um ein Rebhuhn oder ein Kaninchen zu erlegen. Das Feuer hielten sie klein, um nicht unnötig Aufmerksamkeit zu erregen. Das Fleisch des Essens war kaum durch, da schaufelte Laurens wieder Erde auf die Flammen.

Sieglinde tat ihr Bestes, um die Mühsal der Reise zu lindern. Sie sammelte Holz, bereitete die Spieße vor und glättete den Boden für die Nachtruhe. Anfangs musste sie es tun, wenn Laurens auf der Jagd war, denn es war dem Krieger sichtlich unwohl, seiner Herrscherin bei körperlicher Arbeit zuzusehen. Aber Sieglinde setzte sich durch.

Was sie nicht verhindern konnte, war Laurens' Entschiedenheit, mit der er sie zu bewachen verlangte. Er war sich bewusst, dass auch sein Körper Schlaf brauchte. Trotzdem legte er niemals die geschnürten Lederstiefel ab, hatte das Schwert immer an seiner Seite, und bevor er Sieglindes ruhigen Atem hören konnte, schloss er die Augen nicht.

Am Morgen des vierten Tages erwachte er früh und fand den Platz neben sich leer. Er griff nach seiner Waffe und sprang auf. Es gab eigentlich keinen Grund, besorgt zu sein. Wahrscheinlich war Sieglinde nur einige Schritte gegangen, um die Knochen des gebratenen Hasens vom Vorabend im Erdreich zu vergraben.

Er suchte sie in mehreren Richtungen, bis er an die Böschung kam, die zum Fluss hinunterführte. Beim letzten Hochwasser hatte der Strom das Ufer unterspült, und die Wurzeln einiger Bäume hatten den Halt verloren. Sie waren nach vorne geknickt und hingen mit ihren Kronen halb in den Rhein. Im Gewirr aus Ästen und Blättern konnte Lau-